

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Ueber die Cordilleren in den bolivianischen Urwald.

Von Eiland Nordenfjeld.

Der berühmte schwedische Forscher veröffentlichte in der Zeitschrift „Geographica“ in Stockholm ein reich illustriertes Werk: „Cordilleras und Abenteuer in Südamerika“, worin er über seine letzte große Südamerikareise berichtet, die ihn und seine tapfere Frau, Olga Nordenfjeld, in den Teil noch unerforschten Urwaldes Boliviens führte. Von den unheimlichen Schwierigkeiten, die es dabei zu überwinden galt, und den Gefahren, denen die Reisenden oft ausgesetzt waren, aber auch von den Reizen des Urwaldes, gibt die nachstehende Schilderung der Reise von Cochabamba über den Tunari in den Urwald, die wir mit Erlaubnis der Verlagsbuchhandlung aus dem Werk abdrucken, ein anschauliches Bild.

Am 8. Oktober 1913 verließen wir Cochabamba, um über den Tunari nach den Urwäldern zu reiten. Wir wollten zuerst zu den Moleken- und Chimane-Indianern. Als wir den Tunari hinaufkletterten, bestand unsere Expedition aus meiner Frau, Vera (Vera ist mein schwedischer Beisitzer, der um Weihnachten 1913 im Urwald ermordet wurde), meinem Hund Top, acht Maultiere, einem Pferd, dem Ursack und einem betrunkenen Quichua-Indianer, der uns nur über das Gebirge begleiten soll. Trotz der besten Reisebegleiter und Regimentsbefehlungen konnten wir in Cochabamba nicht einen einzigen Mann aufbringen, der uns in den Urwald begleiten will, der seine lieben Berge verlassen und die Malaria trocken möchte. Wäre Vera nicht so stark und tüchtig, es würde nie gelingen. „El Cochabambino“ liebt sein Tal und seine Berge. Selten trifft man ihn, sei er nun Weiber oder Indianer, in den Urwäldern oder auf den Pampas des Ozeans.

Am ersten Tage kommen wir nur ein Stück den Berg hinauf, in der zweiten Nacht lagern wir in einer Höhe von über 4000 Meter. Der Tunari ist 5200 Meter hoch. Der Sturm bläst eifrig fast, hier wachsen weder Baum noch Strauch. Große Lamaherden weiden auf den gewaltigen Almweiden. Die Hirten sind Amara-Indianer, die hier eine Zeit des Jahres wegen der reichen Weide verbringen. Diese Indianer wohnen in wunderlichen, kleinen, runden Hütten aus Stein und Gras; ausweisen sind sie nur aus Gras gebaut und ähneln den Hütten der Choroti- und Mataco-Indianer in El Gran Chaco. Hier und da auf den Bergabhängen sieht man kleine eipalen Schnees.

Gänge und kleine Watwege ziehen kreuzend über das Tal. Wir passieren hier die Klatsche der Amara, die nach den Quichua der wichtigste Indianerstamm von ganz Südamerika sind. — Hier, östlich des Tunari, gibt es keine Lamaherden mehr.

Als wir den höchsten Berg überschreiten, wird es meiner Frau recht unwohl, und sie wird infolge der Berührung mit mehreren Male ohnmächtig. Trotzdem es eifrig fast ist und wir an Kälte gar nicht gewöhnt sind, wagen wir nicht, in einer der Amarahütten zu wohnen, denn dort wird man sicher voll von Gewandläusen. In der zweiten Nacht, die wir auf dem Tunari verbringen, gefriert das Wasser in den Tümpeln. Ein großer Lagerfeuer aus unterer Erwärmer können wir nicht aufbauen, denn der einzelne Brennstoff, den wir finden, ist trockener Kot.

Ich besteige den Kondor, der über dem schneebedeckten Gipfel des Tunari fliegt. Blickt er nach Süden und Westen, so sieht er ein Meer von Berggipfeln und waldlosen Tälern; er sieht das Cochabambatal mit Städten und Dörfern, in vierseitige Felder geteilt, fruchtbar und reich bebaut. Im Norden und Osten erblickt er Berge und Täler, von unermesslichen Wäldern bedeckt. Dahinter breitet sich das unendliche Tiefland. Im Westen sieht er nur wenige menschliche Wohnstätten zu sehen. Der Tunari steht als ein gewaltiger Wächter zwischen dem Tal und den Hochgebirgen.

Da die Regenzeit im Anzuge ist, müssen wir unseren Marsch beschleunigen, denn wenn die Flüsse anschwellen, ist es unmöglich zu passieren. Wir wollen nach Norden, in die Urwälder und Wärme. Zu dieser Fahrt brauchen wir Begleiter, die wir unter den Quichua-Indianern, die am Osthang des Tunari wohnen, suchen. Es ist nichts weniger als leicht, einige Leute zu bekommen, trotzdem wir hohe Löhne bieten, denn die Bergindianer fürchten die Geister des Urwaldes, sie fürchten die Fieber, sie fürchten die Jaguar, sie fürchten die braulenden Flüsse, sie fürchten das Unbekannte.

Als es nach vielen Schwierigkeiten gelungen war, drei Leute zu bekommen, verlassen wir Choro, ein laues Städtchen des Berges gefolgt von weinenden Frauen und Kindern. Sie jammern, als sollten sie nie mehr ihre Männer, Söhne und Väter wiedersehen, als gingen diese in den Tod. Die Quichua und Amara, die Indianer des Gebirges, wollen ihre lieben Berge nicht verlassen. Deshalb ist der Urwald eine Grenzlinie zwischen der Bergkultur und den Kleinstämmen, den Indianern des Waldes.

Nach zwei kurzen Tagemärschen sind wir drunten im Cotacacesti, dem wir folgen. Der Weg ist ganz verwaschen, weshalb wir einen neuen Pfad anschauen müssen. Täglich waten wir mehrere Male durch den Rio Cotacacesti. Häufig, der älteste unserer Begleiter, hat Glück und findet recht auf die Furchen, doch können wir nicht vermeiden, daß die Lasten der Maultiere eifrig Male einsteckt werden.

Das Cotacacesti ist sehr verfallen wegen seiner Malaria und gilt für das ungesundeste aller bolivianischen Gegenden. Wahrscheinlich wurde hier, wie im Amazonas, die Malaria erst in späterer Zeit eingeschleppt und ist die Ursache der Entföhrung. In Sequerandio sah ich Anophelesmücken. Meine Frau, Vera und ich schliefen, wie gewöhnlich, unter Mückennetzen. Die Quichuaträger verhielten sich dagegen diese Vorkehrungsmaßregel, obwohl ich ihnen keine Leiden wollte. Möglicherweise hat einer von ihnen hier Malaria bekommen.

Am 20. Oktober kommen wir zu den Weizenhütten von Sequerandio. Um dahin zu gelangen, mußten wir sechsundzwanzigmal durch den Rio Cotacacesti waten. Hier wird die Vegetation dünn, die Bäume höher. Dann folgen wir weiter dem Fluß des Rio Cotacacesti. Nach Covenado, unserem nächsten Ziel, sind es ungefähr noch 150 Kilometer. Die Furchen werden immer beschwerlicher.

Wiederum führen die Lasttiere über einen Steilhang. Als die Karawane eines Tages einen gefährlichen Berg passiert, tritt das Pferd in ein Wespennest, reißt durch und rollt etwa 70 Meter hinab. Die Maultiere werden ganz wild durch den Verlust ihrer „Ritter“, und eines fürst den Abgrund hinab. Vera und meine Frau laufen mit den anderen, so schnell sie können, an dem Wespennest vorbei, und so wird schwerer Unfall vermieden. Das Pferd hat sich ein großes Loch in den Kopf geschlagen und verendet am nächsten Tag. Das Maultier, das ihm folgte, kam recht gelinde davon.

Balkis opfert beständig Coca. Er opfert, damit die Maultiere nicht zu Schaden kommen, damit sie der Fluß in den tiefen Furchen nicht mitreißen. Er lehrt mich, in den Lagerfeuern den „Kinamarcos“ zu opfern, den Geistern, die dort haufen.

Als wir eines Tages einen Abhang passieren, lacht meine Frau einen Stod wegzubringen, der den Weg verengt, schiebt aus und hängt mit dem Kopf nach unten über dem Abgrund.

Es ist ein schrecklicher Augenblick! Ich veruche, zwischen den Maultieren durchzukriechen, um zu ihr zu gelangen. Im letzten Augenblick erwische ich ihren Fuß, der dort eingeckennt ist. Sie hängt in Valo Santo-Ameilen (Jeder, der die tropischen Urwälder Südamerikas bereist hat, hat sicher mit den brennenden Stichen dieser Ameilen Bekanntschaft gemacht. Die Ameilen leben in Symbiose mit einem kleinen Baum oder Strauch, die besetzen, daß die Gegend bewohnt wird. Sie abgestürzt, so hätte sie sich auch sicher das Genick gebrochen).

Jeden Tag, der vergeht, wird die Vegetation dünnere und das Land weniger hügelig. Die Alfertrassen im Wald haben ganz aufgehört. An ein paar Stellen finden wir große Steinmünder, die besetzen, daß die Gegend bewohnt war. Wir waten das letzte Mal durch den Rio Cotacacesti, der sich mit dem Rio Beni, hier Rio Sta Elena genannt, vereinigt. Dann folgen wir dem linken Flußufer, bis wir der Missionstation Covenado gegenüberstehen, die auf dem rechten Ufer liegt.

Die Schwierigkeiten, die wir während der Urwaldwanderung zu überwinden hatten, waren ungeheuer. Wir sind nicht weniger als einhundertmal über den Rio Cotacacesti gegangen; mehrmals ist das Wasser so tief gewesen, daß die Tiere zu schwimmen begannen. Daß bei diesen Flußübergängen die meisten Sachen nass wurden, war nicht zu vermeiden. Vieles ist verdorben. Es ist daher wichtig, auf einer solchen Reise alles wohl verpackt zu haben. Die Ekzoreate müssen verpackt sein. Man ist selbst den ganzen Tag nass, denn man muß ständig waten. Auch im Wald ist es feucht. Wird man nicht auf andere Weise nass, so ist man durch und durch in Schweiß gebadet. Doch es ist so warm, daß man sich nicht erkältet, und man gewöhnt sich bald an das fortwährende Nasssein. Am Abend, wenn man unterrichtet, muß man zum Schlafen trockene Kleider hervorholen. Diese verpackt man am besten in Kautschukfäden von der Art, wie sie in Bolivien von den Kautschukarbeitern verfertigt werden. Natürlich wird alles, was man bei diesen Urwaldwanderungen mit sich führt, übel ausgetrocknet, und die Kleider stinken vor Schimmel.

Das Leben im Urwald, hier auf den Hängen der Anden, ist trotz aller Mühsale herrlich. Die Wärme ist nicht unbehaglich drückend wie in den trockenen Gegenden, wo wir archaische Ausgrabungen gemacht haben. Das reiche Pflanzenleben muß auf jeden, der hier wandert, einen tiefen Eindruck machen. All das wetteifernde Grün, das sich breit macht und um die Sonnenstrahlen kämpft, nimmt die Sinne gefangen. Alle diese Gewächse, die in buntem Wirrwarr auf Stämmen und Zweigen klettern und hängen, werden immer die besondere Aufmerksamkeit der Menschen, die nur laßle Baumstämme gewohnt sind. Das höhere Tierleben könnte reich sein; doch haben wir während des Marktes manches gesehen, sogar den „Waldlöwe“, den Jaguar und sein Weibchen. Eines Tages wollten wir am Flußufer Lager schlagen, da liefen sie quer durch die Karawane. Der eine lief vor, der andere hinter dem Maultier meiner Frau vorbei. Ton hielt für prächtige Räucher, und nur mit Mühe konnten wir verhindern, daß er ihnen nachstürzte. Die ganze Nacht nach dieser Begegnung unterhielten sich die Quichua-Indianer ein gewaltiges Feuer.

Den Tag, ehe wir nach Covenado kommen, bricht der Regen los. Der Rio Cotacacesti wachst zu einem gewaltigen Strom. Für die Quichua-Indianer wird es eine unerbötliche harte Arbeit werden, in ihre Berge zurückzukommen. Sie haben recht, den Urwald zu fürchten. Wir haben es besser, denn wir wollen vorwärts und nicht zurück.

Gebirge und Urwald sind hier die grohen Gegenläufe. Die Menschen sind so verschieden wie die Natur. Es ist ein kühnes Unterfangen für Bergbewohner, sich in die feuchtwarmen, fiebergeplagten Urwälder zu wagen, ebenso für die halbnackten Urwaldindianer, auf die kalten Berge zu steigen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß die Weiber flüchten, als wir Choro verlassen, daß sie weinen, als aingen ihre Männer und Söhne in den Tod, denn diese warten sich über eine Grenze, die nicht einmal ihre Fortfahren zu den Glanzzeiten des Incareiches wahrhaft zu überschreiten vermochten.

Mein Entoutcas.

Von Riesbeil Dill.

Ich weiß, daß es nicht korrekt ist, Fremdwörter zu gebrauchen; in diesem Fall muß ich ihn aber so nennen, denn das Fräulein, das mir den Schirm verleiht, nannte ihn auch so. Er war groß und schlank und trachtete vor dunkelblauer Seide, hatte eine wundervolle Krone und farbte bei Regen nicht ab. Man konnte ihn aber auch bei Sonnenchein aufhängen, daher sein Name Entoutcas. Ich hatte ihn auf meine Reise auf die Nordseeinsel Bornum mitgenommen und an einem kürzlichen Regentag spante ich ihn auf. Aber es kam ein Wirbelsturm um die Ecke, der den Schirm umbreute, und während ich mich bemühte, ihn wieder auf Hals zu bringen, fuhr ein Windstoß in die aufgeblähte Seide und riss sie ab, und ich sah etwas wie einen dunkelblauen Nebel über die Straße flattern, es war mein Schirm.

Darüber war ich sehr betrübt. Eine Dame, die darauf kam, rief mir, zu dem Klempner an der Ecke zu gehen, der mache Schirme wieder heil. Ich ging zu dem Klempner, fand ihn auch, er betrachtete meine Schirmruine kumm. Die Stangen standen auseinander wie das Dach eines Karussells, die Seide hatte ich in der Hand. Er nahm einen Hammer, schlug auf die Stangen, bis sie zusammen, so daß die Seide wieder drüber, steckte den Schirm ins Futteral, überreichte mir ihn und sagte, nun wäre er wieder heil. Ich konnte ihn noch als Spagatstod benutzen. Nur aufmachen dürfte ich ihn nicht mehr. Am mich von diesem Flusto zu erholen, ging ich in die nächste Tocktude, in der ein wunderbares Celso russische Weisen spielte. Das Lokal war sehr voll und der Schirmkänder, in den ich meinen Entoutcas verlegte, auch. An meinem Tisch lag ein ziemlich ehrbar aussehendes kleines dices Paar in dicken Gummimanteln und Autoschuhen und ein zwölfjähriges Mädchen mit einer Brille. Sie aßen dreimal Baumkuchen mit Schlaglabne, dann brachen sie auf.

Als ich nach einer Stunde das Lokal verließ, war mein Entoutcas verschwunden. In dem Schirmkänder stand nur noch ein kleiner Regenschirm für ein zwölfjähriges Kind, aus schwarzer Baumwolle. — Ich fragte den Ober. Der antwortete die Köchin. „Schirme, meine Dame, kommen hier jeden Tag fort. Man muß auf seine Sachen aufpassen.“

So ging ich heim mit meinem Kinderdöhrchen. Er war für ein Kind berechnet und nur zweimal gekleidet, und wenn ich ihn aufhängte, mußte ich mich jedesmal büden, denn ich bin kein Kind mehr.

Dieser Schirm verleidete mir die ganze Reise, denn wo ich damit hinkam, fragte man mich verwundert: „Was haben Sie denn da für einen förmlichen Schirm?“

Und ich mußte keine Geschichte erzählen, die alle sehr lustig fanden. Nur ich nicht.

Dem ehrbaren Paar mit dem Brillenmädchen bin ich nie mehr begegnet. Ich habe mich aber nachträglich noch oft darüber geirrt, wenn ich mir ihre Gesichter vorstelle, die sie machten, wenn sie zu Hause den schönen Entoutcas aufmachten und die Ruine betrachteten.

Man macht nicht immer ein gutes Geschäft beim Umtausch von Schirmen.

Requiem.

Von Adolf Walter.

Wie ein übermächtiger, zerlumpter Stromer, der sich aus Kinnalen mühselig auf die Seine brachte, so lümmelte, durchnäßt und fröstelnd, ein Matamoros in jeder Strahlenode, dieses seinen rauhen Atem jedem der eifigen Fuhrknechte ins verschlafene Gesicht und blinzelte unter den Wintern hervor hie nach den blauen Scheiben der Privatautomobile und den flirrenden Scheiben der Droschken, die zur Kirche „zu den Rothellern“ angereizt kamen.

Zu anderer Tagesstunde hätte der Aufzug vornehmer Trauergäste einer sich rasch anammelnden Menage ein Volksfest verbeizt. Zurzeit hingegen schien ein unsichtbarer Dirigent dem lärmenden Orchester der Straße einen qualenden und unerbittlichen Rhythmus der Hant einzuhauchen. Ein Weitreuen blauer Gefallen, deren beiseitendes Kucke das grünlich-graue Frühlings ins Armelklee verklärte, eilte wie gehetzt dahin, die morgendliche Taad nach den Bureau rühte teilnahmslos, bewußt und verstoßte gleichgültig an dem schwarz ausgelegten Tore der Kirche „zu den Rothellern“ vorbei.

An den einwärts dunkelnden Kirchentüren hand links und rechts auf einer Karte zu lesen, daß eben die Seelenreise für Herrn Dr. Julius Brandinger, Konzipient im Ministerium für Volkswohlfahrt, geleitet wurde. Diese überflüssige Belaubung war allen Teilnehmern bekannt: Unbeteiligte kamen nicht über die Stufen. Nur ein altes Weib, das sich beim Eingange selber in ihr Umbangetusch hüllte, blinzelte nach dem geränderten Zettel, vermochte keine Silbe zu entsiffern. Sie leuchtete also gewohnheitsmäßig und schlurte eraden weiter in das Innere der Kirche.

Alle Anwesenden, die Frauen in den mobilischen Trauerkleidern und die mit untadeliger gebürsteten Polsterhüten ausgerüsteten Herren, die wartend in den Bänken saßen, blickten aus erstarrten Gesichtszügen geradeaus. Sie warteten auf — nichts, sie ertrugen geduldig eine unendlich nicht annehme Situation, die eben erduldet werden mußte. Es war sonnen eine Massenzerstörung der Phantasie, aus dem Schoß einer Stille geboren worden, die fast hörbar im hohen moßlich dunkelnden Raum webte. Ja, sie verurteilte sogar einen förmlichen Schmerz, sie war peinlich, wie etwa die Anforderung zu einer unerwünschten Taktik: man verstande sich unwillig hinter dem Zustand der Gedankenlosigkeit, was übrigens niemanden schmerzte: diese Minuten bedeuteten die oft leichtsinnig erlebte und im Grund des harmlosen Gemüts gerührte Gelegenheit, in das tiefere Fahrwasser einer ungewöhnlichen Denkfähigkeit getrieben zu werden, die sich mit den Begriffen „Tod“, „Sterben“ und „Schicksal“, wenn auch flüchtig, beschäftigen würde. Nun hatten aber alle die Menschen ihr Lebensschicksal als ein neben dem anderen in der krummgehenden Bucht der Wohlhabenheit, der Unterordnung unter die öffentliche Meinung an einem leicht- Erblühen so festgeleitet vertriebt, daß sie dieser Fahrt ins Unermessliche eines unerhörten Unterbewusstseins weder nötig hatten, noch für nötig befanden. Sie waren also unangenehm berührt, unter ausdruckslosen Mienen unausdrücklich, ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht, aufgeschreckt, erschrocken.

Das hallende Geräusch der Orgelnote und die Stimmen des Opernorchesters, die beruhigend über einleiten, brachen den Bann der Stille, in förmlicher Steifheit gewandten Unrast der Gemüter, gewohnte Gebörtscheinungen vermittelten den sehr verminderten und nun allmählich wiederhergestellten Zusammenhang mit dem Atem der Allermittelbinde, den sie zum Wohlbedinden so nötig hatten wie die Rinde des Wasser.

Gerta Rufflon-Holaberg sah in der ersten Bank neben Mama und schaute mit ihren großen leuchtenden Augen vor sich hin ins Leere. Zwei Schritte leitwärts stand der Katafall: es war ein wirkliches, echtes Ereignis. Daran würde sie zu seihen haben, Mindestens ein Jahr lang. Sie war von heute an dem Dunkelkreis der Freundinnen entrückt, die immer hinter gewissen erregenden Erlebnissen her waren, ohne das Wissen durchzuballen. Es umgab sie von nun an ein geheimnisvolles Etwas, das eine Art von Unnahbarkeit verstrahlte. Man konnte sich in Zukunft vielerlei Freizeiten gestatten und eigentlich ein unbekümmertes Geben erlauben, als wäre man längst verheiratet oder Witwe. Schmerz macht groß und gereizt und dem Kleinsten überlegen, Gebetete mußte aber schließlich doch werden. Immerhin: so laut wie möglich. Es wird ja doch, wie Papa sagen würde, ein faules Geschäft sein. Das männliche Individuum wird dabei profitieren. Sonst tut er's nicht. Allenfalls: man konnte weiter darauf hinweisen, daß man nur einmal echter Liebe fähig gewesen wäre; man hätte schon von vornherein einen Triumph in der Hand, den man gelegentlich einer Scheidung aufdecken konnte. Gerta Rufflon-Holaberg taktete mit dem Selbstgefühl unter dem Schleier nach den großen leuchtenden Augen und war sehr beruhigt und beinahe zufrieden mit ihrem Los.

Mama sah unheimlich. Ein verrückter Niederbrennstoff hatte eine Reue heraufgebracht, die nun mit sich bringendem Zwang die Fülle der leberbitteren Jahre handelte. Aber was war da zu machen? Nichts. Leiden und dulden. Wie immer. Ein ganzes Leben lang. Frauenlos. Die arme Gerta. Ob sie schwer darunter leidet? Sie wird sich trösten. Was hat Papa gesagt: „It's nicht der, ist's ein anderer. Was das Heiraten betrifft: sie kann jeden Tag einen anderen haben. Ich finanziere, daß's mich in Ruß!“ — Mama seufzte sehr schwer und mühsam. Es kam ihr vom Herzen. Sie litt tatsächlich.

Papa sagte leise zu seinem Bruder, Fette und Die, der dem Generalkonsulat von Tabiti vorstand: „Es hat ihn treffen müssen, warum? Wer weiß das? Niemand. Es ist schrecklich. Er hat die besten Ausichten gehabt: Ministerialrat. Minister. Ich hab' ihn gern gehabt. Er war mit einer herrlich quimutia leichtsinnigen Lebensauffassung begnadet: das Gegenteil von mir.“ Papa bestellte den fahlen Schädel und zwinkerte mit den Augen. Und war bemüht, die wirklich ärgerliche Sache abzuschütteln. Er zwang sich, an den neuen Reisenden nach dem Balkan zu denken, der vorangehen sollte, perfekt Bulgarisch, Serbisch, Türkisch, Rumänisch, Griechisch und Albanisch zu sprechen. Man konnte den Mann doch nicht prüfen lassen, nach dem Zeugnis von Arabaalan und Arme-nian, Teppiche an gros, Reichenberg. Er hatte nun schon eine Woche nichts von sich hören lassen. Nur zwei Ankündigungen.

Es fiel auch eine unprogrammierte Kleinigkeit vor. In die feierliche Stille während der Handlung alachte ein Salucken oder ein unterdrückter Schrei. Ein paar Herren in den letzten Bänken wandten sich um. Am Eingange kniete ungehört und gleichgültig die Alte. Unweit von ihr lag im Dunkel eine schwebend jugendliche Gestalt mehr hineingetret auf die Knieen als auf den Knien. Vielleicht war der letzte Schrei Lärmung gewesen: ein lautes Räuspern etwa oder Ähnliches. Die Herren wendeten sich wieder um und ihren Gedanken zu.

In der vierten Bank rechts lanaweilte sich endlich und rechtlich der Dr. Germotti. Er hatte sein unerschütterliches Dienstgeheim aufrecht und war eigentlich sehr schlecht auf sich zu sprechen. Sonst beim Begräbnis seines Erbonfles, des Bürgers und Rauchgasabnehmermeisters Germotti, war er ausgetiffen, Bormwürfen hatte er damals entzogen, daß er

grundsätzlich zu keinem Zeichenbedeutungs oder einer ähnlichen Veranstaltung und nicht einmal zu seiner eigenen Zeichenfeier gehen würde. Nun war er seinem Vorhaben treu geblieben. Er wird jede Versuchung, an den Toten zu denken, weil es ihm zweifellos schien und nur palliative Laune verurteilt hätte. Er wanderte mit den Bliden das Kircheninnere ab, konnte nichts Schöneres entdecken, sah dann zufällig zu einem Kollegen Bredt hinüber und entdeckte, daß sich dieser Bindhund zur Abwechslung Kartoteileiten wachien ließ. Der Bindhund verspürte den Blick, machte verwunderte Augen; also nicht Germotti einigale tiefer und fast weinerlich zu ihm hinüber: So was! Es ist traurig. Schicksal. Unabwendbares Schicksal!

Der Bredt, Dr. Hans Bredt, der Bräutigam, erwiderte betörend die bedauernde Geberde des Germotti. Dachte dann sein Tagesprogramm zu einem höchst erfreulichen und belebenden mitternächtlichen Ende und verlor sich dann nach einer gelinden Regung eines erbotenen Gewinns, es wäre weder Ort noch andere Umstände solchen Erwägungen anpaßend. Er entschuldigte sich: wenn's der Bräutigam wüßte, er wäre nicht ungenügend, der alte Sinder. Schade um ihn. Der Angenehmste aus der ganzen seltenen Gesellschaft. Gerade den hat es treffen müssen. Und nicht den Germotti. Der wird bestimmt hundert Jahre alt und mehr. Die Borniertheit konzentriert sein Verstand, die durchaus nicht unvorne Koff. Die ihm das teure Weib heutzutage tiefen und fast weinerlich zu ihm hinüber: So was! Es ist traurig. Schicksal. Unabwendbares Schicksal!

Die Gebete waren beendet. Gemessenen Schrittes war, doch mit geistlichen Bewegungen, die nur zu sehr die Blicke verrieten. Treiben die Trauerzüge dem Ausgange aus. Das alte Weib schürfte hinaus, während sie sich mit der Rechten unablässig betraute und mit der Linken die vordere bettelte Geldscheine zählte; nur der Dr. Bredt, der Bindhund, verweilte noch beim Ausgange und schenkte die Karte zu studieren — er wartete tatsächlich ab, in welcher Richtung sich die anderen entfernten; er sah nämlich teilnahmslos auf das schwarz geränderte Blatt, wo unter anderem zu lesen stand: eine unaussprechliche Lüge auszusprechen — dem unheimlichen, unerschütterlichen Menschen... die tieftrauernden Hinterbliebenen, die trostlosen Kollegen.

Requiem.

Frauen-Zeitung

Ben Frauen heiraten. Es ist eine überraschende Tatsache, daß die Heiratschwindler, die sich Duzende von Bräuten auflegen und augenblicklich auf die Frauen selbst eine sehr große Anziehungskraft ausüben, meistens häßliche, unheimliche Erscheinungen sind, und nach dem Wort von der Anziehungskraft der Gegenstände findet man, daß die häßlichsten Frauen die häßlichsten Männer haben. Sedenfalls scheint keine besondere Schönheit dazu zu gehören, um den Frauen zu gefallen, und der moderne Don Juan bedarf durchaus nicht der dämonischen Reize, mit denen der alte Spanier seinen Helden ausstattete. Eine Dame der englischen Aristokratie, die Viscountess de Larre, beschättigt sich in einer Blauderei mit dem „merkwürdigen Gemahle“, den die Frauen bei der Wahl der Ehemänner an den Tag legen, und fragt: „Sind wir nicht alle ein klein wenig verrückt? Die Frauen scheinen es am mindesten zu sein, wenn sie sich den Gefährten fürs Leben aussuchen, und man braucht nur auf einer belebten Großstadtstraße entlang zu spazieren und sich die Paare anzusehen, um den Beweis für diese Behauptung in reicher Zahl zu finden. Ein Besuch in einem Restaurant oder Theater bringt ebenfalls Beispiele in Fülle und Fülle. Da leben wir elegante schöne Frauen, die mit lazarbärtigen und unheimlichen Männern verheiratet sind. In neun unter zehn Fällen ist ein Part etwas Schönes, und doch sehen sich die Frauen darüber hinweg. Es ist auch gar nicht ungewöhnlich, daß Frauen Frauenhändler heiraten. Wollen sie sich an ihnen rächen, indem sie sie einfangen? Eine andere seltsame Verbindung ist die kleine schüchterne Frau, die einen kleinen ebenso unheimlichen Mann ehelicht. Man sollte annehmen, daß sie sich zu einem starken entschlossenen Charakter hingezogen fühlt, der ihr Führer und Lenker wird; aber es ist gerade der Schwächling, der ihr imponiert. Andererseits erlebt man es immer wieder, daß die elegantesten Frauen aus den besten Kreisen mit arbeitsamen Künstlern aus schlechter Kinderstube durchbrennen, und es ist eben dieses Andersartige, ist der Hohn nach Abenteuer und Überraschungen, endenden Verbindungen führt. Ein junges Mädchen, das sich in einen alten Mann verliebt, glaubt in ihm das alles vereinigt, was ihr selbst fehlt. Und sie merkt erst zu spät, daß er gerade das nicht besitzt, was sie braucht. Nach all dem würden die Frauen wohl besser zu passenderen Männern kommen, wenn die verlost würden.“

Gesellschaft und Mode

Die Tänzer mit der Trauermiene. Der gequälte Ernst, den man nicht selten in unseren Ballsälen auf den Gesichtern der Tänzenden wahrnimmt, scheint keine deutliche Eigentümlichkeit zu sein, sondern auch in England gibt es augenblicklich viele Tänzer, die bei dieser Belästigung eine wahre Trauermiene aufsetzen. Auf der Jahresversammlung der englischen Tanzlehrer beschästigte sich der Vorsitzende, Major Taylor, mit dieser „wehleidigen Trauermiene“ und stellte es als eine Aufgabe der Tanzmeister hin, die Schüler zu größerer Fröhlichkeit zu erziehen. Für die Trauermiene führte er in seiner Rede eine ganze Anzahl von Gründen an: 1. Den Begräbnischarakter, der bei manchen Tänzen, wie den Blues, berührt. 2. Die grauliche Szenerie, die Kopfbedeckungen, Blusen und Schminke herbeizurufen. 3. Die schlechte Luft in den Ballsälen, die das Atmen erschwert. 4. Die arde Röhre, die es macht, eine moderne junge Dame zu unterhalten. 5. Die Unbequemlichkeit der hohen heißen Krassen und der engen Fracktoilette. 6. Die Trübsaligkeit, die von den modernen Tanzschritten ausgeht, und 7. Die Tatsache, daß der Engländer von Natur kein Tänzer ist.

Scherz und Spott

Schiller und die Maurer. Die Maurer haben den Streik beschloßen. Der Vorsitzende feuert im Schlußwort den Ruf der Verammelten an: „In den Kampf, Genossen!“ ruft er, und denkt an das Wort Schillers: „Seid einig, einig, einig!“ Da ertönt eine Stimme aus dem Hinterland: „Mit Schillern kannte hier nicht beweisen, der hat doch auch schlicht: Acite temauert.“

Kindermund. Der kleine Mann, der als Jüngster der Familie der Versuch aller ist, hat augenblicklich beobachtet, daß der Vater sehr viel leiser zur Kirche geht als die Mutter. Als er von einer schweren Krankheit genesen ist, so wird in Reclams „Unipersonum“ erzählt, und die Mutter ihm sagt: „Wir fürchteten dich, mein Liebling, daß wir dich verlieren müßten.“ Da sagt das Jungchen zunächst zögernd: „Ach, wir würden uns ja im Himmel wiedersehen.“ Dann aber kichert er bedenklich der Mutter ins Ohr: „Bist du Vater — von Vater hätte ich man doch lieber Abchied nehmen lassen.“

Eigentlich kein Scherz. Auf dem Schulheute meines siebenjährigen Tochterchens Hand eine Fußnote bei Betragen, die lautet: „Lust muß noch erlernt und gelehrt werden!“ (Und Bist in sieben Jahre alt!)

Neue Bücher

„Das Wilhelm von Scholz-Buch“, eine Auswahl des Gesamtwerks zum 50. Geburtstag des Dichters. (Walter Siedels Verlag, Stuttgart.) Für viele Jahre ist die Erfüllung des Wunsches, große Gegenwartsdichtung näher kennen zu lernen, an den Scholzeleiten des persönlichen Staats. Der Stuttgarter Verlag Walter Siedels ist nun mit einem Heftchen vorangegangen und hat unter dem Titel „Das Wilhelm von Scholz-Buch“ eine Auswahl aus den Werken Wilhelm von Scholz herausgegeben, die die, welche nach wertvoller, aber doch billiger zu erwerben geistiger Nahrung hungert, mit tiefer Befriedigung und Dank erfüllen wird. Dieses Buch, welches als Jubiläumsgabe des Verlages zum 50. Geburtstag des Dichters gedacht, gibt einen breiten Querschnitt durch den großen Reichtum und die Allseitigkeit des Scholzeleiten. Von allen literarischen Gattungen — handelt es sich um Drama, Novelle, Aufsätze und Aphorismen, handelt es sich um Politik — sind aufschlußreiche Stücke zum Abdruck gekommen. Ein wohlbelunagener, in aller Kürze das Wesentliche hervorhebender Lebensabriß aus der Feder des feinsinnigen Scholzeners Rud. A. Goldschmidt gibt vorläufige Hinweise zum Verständnis dieses reichen dichterischen Wertes.

„Theophile von Bodisco“, Dorothee und ihr Dichter. Ein kleiner Roman. (Berlin, Gebrüder Boetel, Dr. Georg Boetel.) Wie immer bei Theophile von Bodisco, so sind auch hier ihre Gedanken nicht literarische Reaktionen, sondern sie sind durchdrungen vom Lebensstrom, gewachsen, nicht erdacht. Wundervoll umschweben die tiefsten Zwillinge Paul und Pierre vor uns. Diese kleine Geschichte aus alter Zeit klingt an uns vorüber, wie ein Lied jener geheimnisvollen alten Spielzeiten, die in hohen Schloßern stehen, sie fliehet vorüber, belebt ein feines, von Humor durchdrungenes Spiel. Aber aus der Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Dichtung fühlen wir die Lebensreife.

„Das Testament Friedrichs des Großen“. Der Geist des Willensbewusstseins und der Gerechtigkeit, den er selbst beilegen und dem Friedrich der Große nachgelebt hat, hat sich nirgendwo ernster, schlichter und ergreifender ausgedrückt als in dem Testament, das der König mit eigener, jenseitiger Hand im Jahre 1769 niederschrieb. Hier teilt er sein persönliches Gut an die Seinen auf, der erste Fürst der Staats- und Privatvermögen ist unterchied. Der Volksverband der Bücherfreunde. Weinreiser-Verlag.

G. m. b. H. Berlin W. 50, Rankestraße 34, bringt in Form eines unverfälschten Werbedruckens, das er seinen Mitarbeitern für die Verbundung eines neuen Mitteilungsorgans zur Verfügung stellt, zum erstenmal dieses Testaments herausgeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, mit feinsinnig gewählten menschlichen Zeichnungen schmückt, in originalgetreuer Wiedergabe heraus, und zwar genau so, wie es Friedrich der Große auf einen druckfähigen Stempelbogen niedergeschrieben hat. Dieser entzückende Stempelbogen ist mehr als eine bibliophile Spielerei; er ist eine wertvolle Veröffentlichung, die selbst die vollständigste Bibliothek noch bereichert; die Kenntnis des Königs und Reiches vertieft.

Hanns Braun: „Das Erdbeben von Carrara“ (Gustav Langens Verlag, München.) Hanns Braun schreibt aus dem Süden Deutschlands — und man spürt das Süddeutsche aus jeder Zeile und fast aus jedem Satz — in den italienischen Süden hinein und sammelt um sich und um die Menschen seiner Novellen logisch Land und Luft des Südens, doch zwischen den Schildern, schaut er schärfst, jene italienische Welt in sinnlicher Anschaulichkeit und Schönheit emporwacht. Zwischen Sinne, Mensch und Erde spannt sich, einer unheimlichen Größe gleich, ein hartes Gefühl, das hier beheimatet ist: das Gefühl für das Humorige und für das Tragische. In weichen und doch nicht aufgeweichten Umrisse entwirft so die Totalität der bildlichen, sinnigen, diesseitig entbundenen Welt: ein zugleich nachdenkliches und lohnendes Buch von erzählischer Eigenart.

Leonhard Frank: „Der Bürger“ Roman. (Der Malik-Verlag, Berlin.) Dem Autor des Anlagensbuches „Der Mensch ist auf“ wird die Gabe anteil, seine Romanen mit innerem Leben auszustatten, sie gleichsam einzuatmen, zu durchleuchten, daß man, ob man will oder nicht, mitgerissen wird und ihr Schicksal miterlebt. Bläulich wie sein weiter verheißt es Leonhard Frank, den modernen Menschen in all seinen innerlichen Widersprüchen, seinem tatsächlichen Ehrgeiz und in seiner heillosen Lebensunruhe zu schildern. Und im Hintergrund dieses Monumentalfilms die menschlichen Rassen und Völker, die heute eine neue Welt in sich bekämpfen und nie einander näherkommende Rassen streift.

„Sork Schöller: „Zur kurzen Nacht“ 2. Stadtmann Verlag, Leipzig.) In diesem kleinen Bändchen, der „Krohes und Nachdenkliches aus Leben, Lieben, Lachen und Weib, Wahn, Wahrheit“ bringt, sind die besten Stellen des durch keine „Ringen“ bekannt gewordenen Dichters, der am 7. Mai 50 Jahre alt wurde, veröffentlicht.

Spiele und Rätsel

Schach.

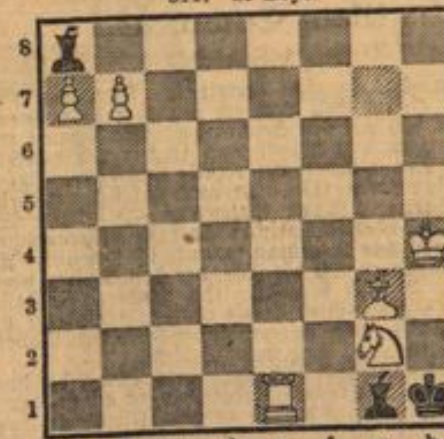
Bearbeitet von R. Wodewaller.

540. Partiestellung. Ruboll



Weiß: Kg1, Da3, Te1, Sc5, Bd4, f2, g3, h2;
Schwarz: Ka8, Dd7, Tb6, f7, Ba7, c6, d5, f5, g4, h5.
Schwarz zog Dd6 und verlor.

541. S. Loyd.



Weiß: Kh4, Te1, Lg3, Sg2, Ba7, b7;
Schwarz: Kh1, La8, gl.
Matt in 3 Zügen.

542. S. Loyd.

Weiß: Kf2, Dh8, Sf3, Ba7, b3, b7, d2;
Schwarz: Kh1, Tf6, La8, Sh5, Bf4, f5.
Matt in 3 Zügen.

543. B. Cook.

Kc2, Bg7. — Kal.
Matt in 2 Zügen.

540. Mason (1847—1905) seinerzeit der stärkste englische Spieler, hatte den Turm vorgegeben. Er steht jetzt klar auf Verlust, weiß aber, daß Schwarz gern der Sicherheit halber die Damen tauschen würde. Daher zog Weiß eben Sc5 und richtig, es folgte Dd6. Mit den nächsten beiden Zügen gewann nun der Meister die Oberhand und bald die Partie. — 541. Der erste Zug fällt diesmal außer der bestehenden Problemlösung. Dem großen Amerikaner ging die Idee über alles, und diese ist hier witzig und spitzig. (Bauernumwandlung und Linienöffnung.) — 542. Die Stellung ähnlich, die beiden ersten Züge ganz gleich, die Mattführung aber wesentlich anders. — 543. Für Anfänger noch eine Bauernumwandlung leichtester Art.

Partie Nr. 262. Gespielt in Holland 1875.

Weiß: S. — Schwarz: Adolf Anderssen.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lc4, Lc5; 4. c3, Sf6; 5. d4, exd4; 6. cxd4, Lb4+; 7. Ld2, Lxd2+; 8. Sxd2, d5; 9. exd5, Sxd5; 10. 0-0, 0-0 11. Tf1, Sf4; 12. Sf1?, Df6; 13. Dc2?? Sxg2! 14. Kxg2, Dxf3+ 15. Kgl, Sxd4; 16. Dd3, b5! 17. Dxd4, Lb7! Weiß gab auf. Eine hübsche Anderssenpartie.

Partie Nr. 263. Gespielt in Wien.

Weiß: M. F. — Schwarz: Kolisch.

Stellung nach dem 9. Zuge von Schwarz: Ke1, Dd1, Ta1, Lb5, c1, Sd4, Ba2, b2, c2, d3, f2, f5, g4, h3; Ke8, Df8, Ta8, h8, Ld6, h1, Sf6, Ba7, c7, d7, e5, g7, h7. Schwarz sieht kein Wölkchen am Himmel; da kommt aber ein furchtbares Wetter mit Blitz, Donner und Hagelschlag! 1. Se8, Dd8; 2. Sxg7+ Kf8; 3. Lc4! Kxg7; 4. Lh6+!! Kxh6 (Er ahnt es nicht!) 5. Dd2+ Kf7; 6. Dg5+ Kf8; 7. Dxf6+ Ke8; 8. Lf7+ Ke8; 9. Lg6+ Kf8; 10. Df7# und der König kam zur Ruh.

Neue Abarten des Schachs. I.

Längst kennt man schon, wenigstens dem Namen nach, Drei-, Vier-, Rund-, Raum-, Kurierschach und andere. Das Bestreben, die drei Elemente des Schachs: Kraft, Raum und Zeit, in irgend einer Form zu ändern, besteht und wirkt schon lange und noch immer. Um ihm neue Reize abzugewinnen oder es zum Gesellschaftsspiel zu machen. Vorweg sei es gesagt, um Wesen und der sieghaften überragenden Art des Zweischachs konnten alle diese Abarten nichts ändern, ihm keinen Abtrag tun. Nachdem nun neuerdings das Problemschach eine immer größere Ausdehnung gewinnt und durch Aufspaltung des Fernschachs eine ganz schwierige Wissenschaft geworden ist, überträgt man auch die Ideen des Fernschachs vom Problem in die Partie, und schon kann man aus den Schachzeitschriften z. B. Selbstmattpartien nachspielen. England und Amerika haben die führende Stellung; in Deutschland ist der Vortritt des Fernschachs Hamburg (Davidsbun!) Das Schachgebiet erfährt Vertiefung, Erweiterung, Auffrischung, Abwechslung, Bereicherung, und inmitten steht als ragender Turm das „gewöhnliche Schach“.

Lösungen. 535. 1. Lb3, c4; 2. La2, f6; 3. Lxc4#. — 536. 1. Td2!! und Weiß ist in 2 spätestens 3 Zügen matt. — Löserliste: die Herren: F. S. (alles), M. N. (535), R. B. (535, 536, auch 528), C. G. (535, 53), auch 531, 532), Aug. A. (535, 536).

Rätsel

Bilder-Rätsel.



Rätsel.

Korn wird mit ihnen reingemacht,
Und eines gbt mit ihnen acht;
Doch wer in ihnen Wasser trägt,
Kann mehr, als je ein Mensch vollbracht.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 182:

Problem. „Der Hypochonder“: Man liest von oben nach unten, erst die Buchstaben auf den Blättern mit umgebohrten Ecken, dann die auf den anderen und erhält so: Allzuviel ist ungesund. — Silbenrätsel: Präsent, Reb, Ara, Steuer, Irmgard, Detektel, Essen, Nanking (Präsident Harding). Richtige Lösungen sandten ein: F. B. von Benjowski, W. Post Hugo Prückel, Harry Raab, Heila Stettin, Hermann Schneider, Elisabeth Thies, sämtlich aus Wiesbaden; Otto Prückel in Hahn i. T.; Franz Otto Troppmann in Frankfurt a. M.